Kirche geht ins Kino. Theologischer Impuls zu „Barbara“ von Christian Petzold
Kino 51 Stufen Flensburg, Sonntag, 15. April 2012
Pastor Johannes Ahrens, Bischofskanzlei Schleswig, jahrens.bksl@nordelbien.de

---

Meine Damen und Herren,

„Irgendeiner wartet immer.“ Nicht nur in diesem Film oder in dem, dem das Zitat – manche werden es gleich wiedererkannt haben – entnommen ist[1], wartet einer immer.

Das ungeduldige Bangen, das sehnsüchtige Hoffen, das verzweifelte Herbeisehnen, oder auch das gelangweilte Zeittotschlagen, all dies: das sprichwörtlich gewordene „Warten auf Godot“ hat Tradition und seinen festen Platz in der Literatur, in der darstellenden Kunst, im Film und so auch in unserem heutigen Film „Barbara“, der in der letzten Dekade der langsam vor sich hin siechenden DDR spielt.

Barbara wartet auf die Genehmigung ihres Ausreiseantrages, weswegen sie als junge Ärztin aus Berlin, der Charité, dem sozusagen „heiligen Berg“ medizinischen Geschehens, in die Provinz strafversetzt, in die Wüste geschickt, im Niemandsland ausgesetzt wird. Gleichzeitig schmiedet ihr Freund Jörg aus dem Westen für sie Fluchtpläne.

Eine merkwürdige Form der Schattenexistenz ist das, meine sehr geehrten Damen und Herren. Nicht nur für jemand, der einen Ausreiseantrag gestellt hat, seine Flucht planen lässt und selbst inmitten seiner Freunde damit zum Fremdkörper wird. Barbara – die Fremde, heißt das ja übersetzt.

Ich erinnere mich bei Besuchen in der DDR gut an ebenso regelmäßige wie hitzige Diskussionen im Freundeskreis: Bleiben oder Gehen? Eine der Grundfragen, die an die Existenz rührten: Darf man seine Freunde, seine Patienten, seine Gemeinde zurücklassen, weil man für sich selbst keine Möglichkeiten in diesem Staat sieht? Darf man in einem Unrechtsstaat realistischerweise überhaupt auf Veränderungsmöglichkeiten hoffen?

Zwischen Mauerbau und Wende verließen etwa 380.000 Menschen die DDR durch Ausreiseantrag; 220.000 durch Flucht, Freikauf, Ausbürgerung oder Nichtrückkehr von einer Westreise. *„Wir würden bleiben wollen, wenn wir gehen könnten“* hat jemand, der – immer noch kaum zu glauben - 24 Jahre später unser Bundespräsident werden sollte, gesagt: Joachim Gauck, ein Jahr vor der Wende, 1988 auf dem Rostocker Kirchentag.

„Irgendwann in der Hälfte der Drehzeit habe ich angefangen, Lieder von Wolf Biermann und Degenhardt zu hören“, erzählt Nina Hoss. *„Das war wie so ein Klang, der Barbara in*

---

[1] „Spiel mir das Lied vom Tod“ von Sergio Leone, 1968.

dieser Zeit umgibt."[2] Vielleicht hat die Schauspielerin dabei auch *„Und als wir ans Ufer kamen"* gehört: Ich zitiere die letzten beiden Strophen. Sie fassen das Hin- und Hergerissensein zwischen dem Bleibenwollen und dem Gehenmüssen, oder sollte ich sagen: dem Bleibenmüssen und Gehenwollen, gut in Sprache:

„Ja was wird aus unseren Träumen
in diesem zerrissenen Land?
Die Wunden wolln nicht zugehn
unter dem Dreckverband.

Und was wird aus unseren Freunden,
und was noch aus Dir, aus mir?
Ich möchte am liebsten weg sein
und bleibe am liebsten hier

Wer beides zugleich fühlt: am liebsten weg sein und am liebsten hier bliebe, lebt in dieser eigentümlichen Zerrissenheit und Uneigentlichkeit. Wie in einer großen Blase steht alles unter Vorbehalt, trägt alles den Charakter des Vorläufigen: die Arbeit, das Wohnen, die Beziehungen zu den Menschen um einen herum. Ein auf Dauer gestelltes Provisorium mit unabsehbarem Ende, ein Leben im Modus des „Als ob". Sich dergestalt wirklich einzulassen mit Haut und Haaren auf andere: so gut wie unmöglich, denn schon morgen könnte alles endgültig vorbei sein und ganz anders weitergehen. Oder eben auch nicht. Fensterputzen? Eine Freundschaft anfangen? Eine Lehre beginnen? Ungewiss ist alles. Die Ausreise oder Flucht kann schon morgen, vielleicht in einem Jahr, vielleicht auch gar nicht gelingen.

Andererseits eröffnet gerade ein solches Leben im ungewissen Übergang, in der Ungewissheit der Vorläufigkeit, eine besonders zarte Erotik des Moments, befeuert sogar noch durch die Unklarheit, wem man bis wohin eigentlich trauen kann. *„Wir wollten das filmen"*, sagt Christian Petzold, der Regisseur, *„was zwischen den Menschen ist, sich aufgetürmt hat, was sie misstrauen lässt oder vertrauen, abwehren und annehmen."*

Religiös sozialisierten und biblisch bewanderten Menschen dürfte dieses Leben unter Beobachtung in der Vorläufigkeit der Warteschleife, dem ständigen Versuch, der Sklaverei zu entkommen und durch die Wüste dem stets mindestens eine Generation entfernt

[2] www.barbara-der-film.de

gelegenen Gelobten Land entgegenzustreben, nicht ganz unbekannt vorkommen. Ich denke da nicht nur an den Exodus Israels aus Ägypten: 40 Jahre. *„Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“*, heißt es auch im Neuen Testament (Hebr 13,14). Und Paulus schreibt: *„Die Zeit ist kurz. Fortan sollen auch die, die Frauen haben, sein, als hätten sie keine; und die, die weinen, als weinten sie nicht; und die sich freuen, als freuten sie sich nicht; und die kaufen, als behielten sie es nicht; und die diese Welt gebrauchen, als brauchten sie sie nicht.“* (1. Kor 7, 29-31).

Dabei sind die paradiesischen Zustände, die himmlischen Gefielde, die Milch und der Honig des Gelobten Landes für jeden unterschiedlich definiert - nicht nur zu DDR-Zeiten: für manche ist es, wie wir sehen werden, der Quelle-Katalog mit seiner schier überbordenden Fülle an Waren, der Glanz und Glitzer des Westens, shopping als sinnlückenfüllendes Erlebnis; für andere ist es die Sehnsucht, auch nur einmal einen Rembrandt im Original sehen zu können, für wieder andere ist einfach die Sehnsucht nach Rahmenbedingungen, in denen man glücklich werden kann mit dem, den man liebt (*„Hier kann man nicht glücklich werden“*, wird Barbara sagen) und einige können gar nicht anders als gehen zu müssen, weil sie so drangsaliert werden, dass das Leben nicht mehr aushaltbar ist. Alle diese Varianten des Gehenmüssens oder –wollens, des Bleibenwollens oder Bleibenmüssens, haben in diesem Film ihre eigene Rolle und Stimme.

Es gehört zu den großen Herausforderungen des Lebens, meine ich, im Modus des Wartens beide Welten in Balance zu halten: Einer wartet immer. Wer nur auf die mögliche Ausreise in irgendein Gelobtes Land seiner Phantasie starrt, versäumt schnell das Leben in der Gegenwart und entwertet das Hier und Jetzt. Und wer umgekehrt nur dem Moment huldigt, verliert seine Wurzeln und seine Flügel, also seine Geschichte und seine Zukunftshoffnung, weil sich alles im Hier und Jetzt möglichst komplett verwirklichen muß. Die Zeit ist eben kurz.

Christlich gesprochen ist Leben immer Leben im Fragment, das sowohl seiner noch ausstehenden Heilung gewärtig ist als auch die Kostbarkeit des Momentes zu würdigen weiß. Eine Spannung zwischen Jetzt und Morgen, Heute und Zukunft, Gestern und Übermorgen, die – das lässt sich religionsgeschichtlich und zeitgeistig zeigen - immer wieder in der Gefahr steht, zu der einen oder anderen Seite hin zu kippen.

Es ist im Film schön zu sehen, finde ich, beinahe österlich, wie das Leben einbricht in das Warten, und die anfangs wie paralysiert wirkende Barbara zunehmend aktiver wird, bis sie selbstverantwortlich über ihr eigenes Leben entscheidet. Ihr Wohl und Wehe weder von dem Gutdünken eines Repressionsapparates abhängig macht, noch von der faszinierenden Macht des Geldes und dem Glanz des Westens. (Apropos Glanz:

Glamourös auch noch auf einem alten DDR-Damenfahrrad zu wirken: das schaffen nur „Ostbräute“ – und Nina Hoss). In dem Moment, in dem Barbara Macht über sich selbst gewinnt, ist sie auch in der Lage, über den Tellerrand ihres eigenen Ich hinauszublicken und Ihre Nächste zu sehen. Beides ist ja auch Jesus zufolge gleichursprünglich: die Liebe zu sich selbst und die zum Nächsten, wodurch die Gottesliebe sich verwirklicht.

Eine der Formen, in denen das Lebendige in die gelähmte Warteexistenz einbricht, Vertrauen inmitten eines Überwachungsstaates, Schönheit inmitten der Tristesse, ist in dem Film - und ich meine, auch in der Realität der DDR wie in unserer Lebenswirklichkeit - die Kunst und Kultur.

Als Nina Hoss sich ans Klavier setzt und das Nocturne in g-moll von Chopin spielt, lässt der vor ihrem Haus seinerseits Wartende und sie überwachende Stasimann den Motor des Autos an und verschwindet. Eine kurze Szene, sehr sprechend: Für den Überwachungsstaat nämlich ist dort nichts zu holen, wo Menschen sich binden, man könnte auch sagen: sich religiös verhalten im Blick auf das, was man nicht kaufen kann.

Wenn Barbaras neuer Kollege, Andre, etwa „Die Anatomie des Dr. Tulp“ erläutert, ein Rembrandt-Bild, wenn er Barbara die „Aufzeichnungen eines Jägers“ von Turgeniew schenkt oder wenn die kranke Stella in ihrem Bett das Lied „Der Mond ist aufgegangen“ anstimmt; ein kleine feine Inszenierung des Paul Gerhardt Verses: „Will Satan mich verschlingen, so laß die Englein singen: Dies Kind soll unverletzet sein“ (EG477) und ein vielleicht nicht nur zufälliger Wink auf den Sternenhimmel Kants und „den kranken Nachbarn auch“. Wenn also Bild, Wort und Musik wie die dürre Lebensau durch die Alltagswüste rinnen, dann wird der Stellenwert deutlich, den Kunst und Literatur in der DDR hatten.

Das sind Lebensadern des Widerstandes, die Quellen der Seele und des Lebens, wozu für mich auch biblische Texte zählen, auf die weder der Repressionsstaat noch die Konsumindustrie Zugriff haben. Nicht dass alle in der DDR so viel bildungsbeflissener gewesen wären, sondern weil durch Kunst die Seele berührt wird, es Leben eröffnet, Liebe, Hoffnung, Schönheit, Barmherzigkeit und - ja - auch so etwas wie Gewissen und Zuwendung zum Beispiel einer Ärztin gegenüber ihrem Patienten. Theologisch gesprochen: Das Aufblitzen der Gegenwart Gottes, der die Liebe ist. Das Weiten des Horizontes, das sich Öffnen des Himmels „Seht ihr den Mond dort stehen?“, in einer ideologisch verengten Wirklichkeit.

Hierin liegt übrigens eine Parallele zu dem ebenfalls grandiosen, aber vollkommen anders gearteten DDR-Film „Das Leben der Anderen“, den wir vor einigen Jahren ebenfalls in

unserer KinoKirchenReihe gezeigt haben: Dort ist es ein Gedicht von Brecht und eine beim Abhören, sozusagen „aus Versehen“, unwillentlich gehörte Klaviersonate, die den Hauptmann der Stasi bekehren.

Wie schnell man aber selbst ganz unwillkürlich Teil einer Mißtrauenskultur werden kann, in der die schönen Künste gar nichts mehr zählen, auch das wird während des Betrachtens deutlich: Als Zuschauer wird man unwillkürlich hineingezogen in die Rolle des Dauerverdächtigenden; man erwischt sich ständig dabei, zu fragen: Was macht der Trabbi da eigentlich auf dem Waldweg? Wer ist die merkwürdig wirkende Nachbarin? Und vielleicht ist der Andre in Wirklichkeit ein IM? Und wer weiß, ob seine Geschichte von den Zwillingen überhaupt stimmt? Barbara ist in diesem Film viel allein, einsam wirkend, fast so wie ihre Namengeberin, die Heilige Barbara, die alle Verehrer abweisend von ihrem Vater in einen Turm gesperrt wird.

Dass der damalige Staat noch ganz anders konnte als bloß ungebeten Körperöffnungen zu visitieren, schaut in diesem Film in der Figur der jugendlichen Stella nur wie ein Hemd unterm Pullover der Haupthandlung heraus, hinter dem sich, zieht man es heraus, allerdings ein Monster verbirgt: Zwischen 1964 und 1989 wurden über 4000 Jugendliche zur „Anbahnung eines Umerziehungsprozesses“ in den geschlossenen Jugendwerkhof Torgau eingewiesen, einer Anstalt, die nicht nur wie ein Gefängnis aussah. Wer heute die Kanzel der Schlosskapelle in Torgau besichtigt, auf der Martin Luther mit seiner Predigt den erste evangelischen Kirchenraum einweihte, braucht nur ein paar Meter weiterzugehen und die heutige Gedenkstätte zu besichtigen. Beides eine Empfehlung.

Es gehört zu den großen Kunstgriffen dieses Films solche und viele andere Anspielungen auf die perfiden Unrechtsverhältnisse eben nur an-, aber nicht auszuspielen und ihnen damit Raum zu geben – in unserer Phantasie nämlich. Die kleinen Verlogenheiten wie die Interhotels, an der die große Perversion des Systems deutlich wird. Die Mangelwirtschaft anhand des Fehlens einer medizinisch notwendigen Zentrifuge, die „vielleicht“ aus Prag eintreffen wird. Die Dauerkränkung und -entmündigung von Menschen, die sie zu Dauerbeleidigten werden lässt: „Die Menschen fühlen sich hier schnell wie zweite Klasse“, wird Andre sagen. Die kranke Ehefrau des Stasimenschen, die ihn - wer weiß welche - Verpflichtungen hat eingehen lassen. Das System ist nach allen Seiten hin zerstörerisch, sogar gegenüber seinen eigenen Schergen.

Und dazwischen gibt es immer wieder: einen Blick. Eine Geste. Einen Moment der Zuwendung und Liebe.

Meine Damen und Herren,

einer wartet immer. Auf die Genehmigung zur Ausreise. Auf das Startsignal zur Flucht. Auf die Rückkehr des Liebsten. Und Sie warten jetzt schon ganz schön lange darauf, dass Barbara endlich selber spricht. Deshalb danke ich Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und Geduld und schließe mit Christian Petzolds Anmerkung, die sich für Sie beim Sehen dieses Films einstellen möge: *„Das Vergangene ist nicht vergangen; es reicht hinein, in unsere Gegenwart.“*

Vielen Dank.